

Katherine Center

*Küssen und andere  
lebenswichtige Dinge*

## *Buch*

Ein Jahr liegt Helen Carpenters Scheidung nun zurück, und sie kann nicht behaupten, dass sie auch nur annähernd darüber hinweg ist. Um auf andere Gedanken zu kommen, lässt sie sich von ihrem jüngeren Bruder überreden, an einem Survivalkurs teilzunehmen. Sie hofft, dass es ihr fernab von Alltag und Zivilisation endlich gelingen wird, sich zusammenzureißen und eine neue Perspektive für ihr Leben zu finden. Doch dann stellt sich heraus, dass auch Jake, der nervige beste Freund ihres nervigen kleinen Bruders, bei dem Kurs dabei sein wird. Das Ganze kann ja nur eine Katastrophe werden! Und so beginnt das merkwürdigste Abenteuer in Helens bislang so wohlgeordnetem zweiunddreißigjährigem Leben: drei Wochen in der abgelegenen Wildnis eines Gebirgszugs in Wyoming, wo sie nicht nur Moskitoangriffe und einen Sommerblizzard, sondern auch die anderen gewöhnungsbedürftigen Reiseteilnehmer überleben muss. Drei Wochen, während denen Helen über sich hinauswächst und lernt, dass Angst zu haben einem beibringen kann, mutig zu sein – und dass man manchmal völlig vom Weg abkommen muss, bevor man zu sich selbst finden kann.

## *Autorin*

Katherine Center wuchs in Houston, Texas, als mittlere von drei Schwestern auf. Sie studierte Englisch am Vassar College im Staat New York und absolvierte das *Creative-Writing*-Programm der University of Houston. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei sehr lieben Kindern in Houston, Texas. *Küssen und andere lebenswichtige Dinge* ist ihr erster Roman bei Blanvalet.

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet)  
und [www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

Katherine Center

*Küssen und andere  
lebenswichtige Dinge*

Roman

Deutsch von Uta Hege

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel  
»Happiness for Beginners« bei St. Martin's Press, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2016

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Katherine Center

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Ulrike Nickel

Umschlaggestaltung und -motiv:

© Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung  
eines Motivs von Shutterstock.com

AF · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0269-1

www.blanvalet.de

*Meinem Mann Gordon  
in unserem zwanzigsten gemeinsamen Jahr.  
Danke für deine Liebe.*



# 1

Wenn ihr mich in die Hölle wünscht, schickt mich auf eine Party, wo ich kein Schwein kenne. Möglichst eine, auf der außer mir nur sturzbetrunkene Kids im Colleaguealter sind. Von denen jedes zweite mir etwas von seinem Drink über die Hose kippt. Wie damals, als diese Geschichte begann.

Ich trug eine alte, ausgebeulte Jogginghose, weil ich keine Ahnung hatte, dass dort, wo ich hinmusste, gerade eine Party stieg. Genauso unpassend wie die Hose waren mein blöder Pferdeschwanz und die leuchtend pinkfarbene Transportbox, in der ein schlecht gelauntes Zwergdackelweibchen saß.

Das heißt, lasst es lieber sein, denn sonst wärt ihr wie mein Bruder Duncan, der einen ständig in irgendwelche Kalamitäten bringt und einen Bock nach dem anderen schießt. Und ihr könnt mir eines glauben: Niemand will ernstlich wie Duncan sein.

Er hatte mir angeboten, meine Dackelhündin Pickle während meines Urlaubs zu hüten – obwohl er wusste, dass sie gerne Fremde in die Waden beißt und generell Menschen nicht mag, desgleichen keine anderen Hunde oder sonstigen Vierbeiner, eigentlich überhaupt kein Lebewesen außer ihr. Trotzdem schwor Duncan mir hoch und heilig, dass er sich um Pickle kümmern werde, redete sogar davon, anlässlich ihres Einzugs bei

ihm ein paar Duftkerzen mit Fleischgeruch zu verbrennen, damit ihr die Eingewöhnung leichter falle, und so willigte ich am Ende ein. Zögernd zwar, denn schließlich kenne ich Duncan lange genug – seit er auf der Welt ist sozusagen.

Wir hatten vereinbart, dass ich sie ihm am Abend vor meiner Abreise bringen würde, aber bis dahin hatte Duncan unsere Abmachung vollkommen vergessen. Und so traf ich bei ihm »ein paar gute Freunde«, die sich gerade mit einem von seinem Freund und Mitbewohner kreierte Mixgetränk auf der Basis von schwarzgebranntem Schnaps abfüllten. Jake war ganz stolz auf diese Erfindung, weil allein schon der Duft, wie er mir irgendwann erklärt hatte, die Mädels ganz wuschig mache. Jetzt allerdings war von ihm nichts zu sehen, genauso wenig wie von Duncan.

Also saß ich plötzlich inmitten von gefühlt hundert Leuten in einer Wohnung, die mir in diesem Moment kaum größer als ein Kühlschrankschrank vorkam.

Das Schlimmste war nicht so sehr, dass er mich mal wieder versetzt hatte, sondern dass ich mal wieder auf ihn reingefallen war. Und dass jetzt mein psychisch alles andere als stabiler Hund darunter zu leiden hatte. Ich machte mich auf die Suche, um ihm gründlich den Kopf zu waschen.

Sein Zimmer war leer. Was der falsche Ausdruck ist, denn zwischen den mit Postern barbusiger Mädchen bedeckten Wänden lagen jede Menge Klamotten herum, dazu schätzungsweise drei Wochen alte Pappschachteln mit Essensresten vom Chinesen. Auf dem Fernsehsessel in der Ecke, der vom Sperrmüll stammte, türmte sich die Dreckwäsche zwei Meter



hoch, und die bunte Weihnachtslichterkette, die seit einem halben Jahr an einem krummen Nagel an der Wand hing, blinkte wie die Neonleuchtreklame eines Puffs.

Vom Herrn dieses Chaos jedoch keine Spur.

Ich kämpfte mich durch das ganze Gerümpel bis zu dem ungemachten Bett vor, stellte Pickles Box darauf ab, spähte hinein und sah ihr forschend ins Gesicht. Sie hatte die Lippen bis über die Zähne zurückgezogen, ihre Ohren hingen schlaff herunter, und ihr Blick gab mir zu verstehen, dass sie sich wieder einmal auf das Schändlichste verraten fühlte.

»Du möchtest hier nicht bleiben, stimmt's?«

Zu meiner Überraschung antwortete eine Stimme hinter mir: »Mir macht das nichts aus.«

Sie gehörte Jake, Mitbewohner und seit Jahren Duncans bester Freund. Dennoch brauchte ich einen Moment, bis ich ihn erkannte. Und zwar nicht allein deshalb, weil er in der Ecke stand und nicht wirklich gut zu sehen war, sondern auch oder vor allem, weil er vollkommen verändert wirkte. Bei unserer letzten Begegnung hatte er noch komplett anders ausgesehen. Wann war das gleich gewesen?

Keine Ahnung.

Jedenfalls musste es ziemlich lange her sein, sonst wäre er mir nicht plötzlich gut dreißig Zentimeter größer vorgekommen. Außerdem fiel mir auf, dass er an allen wichtigen Jungsstellen wie Schultern oder Armen deutlich Muskeln bekommen zu haben schien und sich eine neue Frisur zugelegt hatte. Guter Schnitt, eher kurz – zumindest im Vergleich zu früher – und über der Stirn modisch hochgegelt.

Er sah verdammt gut aus, dieser neue Jake.

Verblüfft, wie ich war, stellte ich ihm die total unsinnige Frage: »Bist du es, Jake?«

Er hob die Hand zum Gruß. »Hi, Helen.«

»Hast du dich hier versteckt?«

»Weshalb hätte ich mich wohl verstecken sollen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich war in unserer Spielecke.«

»In eurer Spielecke?«

»Genau.« Er deutete hinter sich. »Wir haben den Wandschrank ein bisschen umgebaut: für Videospiele, zum Musikhören oder um uns zurückzuziehen, wenn wir in Ruhe lesen wollen.«

»Du und Duncan habt eine Spielecke?«, wiederholte ich fassungslos, doch er nickte mit total ernster Miene.

»Sie ist echt toll geworden. Sieht aus wie das Innere eines Raumschiffs. Willst du sie mal sehen?«

Verächtlich verzog ich das Gesicht. Ich hatte diesen Typen noch nie gemocht. Schließlich war er schuld daran, dass mich mein Bruder derart in den Wahnsinn trieb. Seit die beiden auf der Highschool Freunde geworden waren, hatte Duncan sämtliche schulische und häusliche Aufgaben und Pflichten um die Hälfte reduziert, die Zahl der Joints hingegen auf mindestens das Doppelte erhöht.

Deshalb hatte ich gehofft, das Ende ihrer Schulzeit würde auch das Ende ihrer Freundschaft bedeuten, aber sie hatten sich beide in Boston an einem College eingeschrieben und sich obendrein eine gemeinsame Wohnung gesucht, die sie inzwischen seit vier Jahren teilten. Im Gegensatz zu Duncan hatte Jake zwar seinen Abschluss bereits in der Tasche, was ihn allerdings nicht hinderte, dieses schwachsinnige, wenig zielgerichtete Leben weiter fortzusetzen.

Und was Duncan betraf, so war er wohl zu sehr vom Bau der Raumschiffcke beansprucht gewesen, um seine Studien energisch voranzutreiben, dachte ich mit einem Anflug von Zynismus.

Nein danke, diese Ecke wollte ich bestimmt nicht sehen.

Jake starrte mich an wie immer, wenn wir uns begegneten. Den Mund leicht geöffnet, ließ er den Blick nicht von mir, als würde er sich jede Einzelheit meines Gesichts genauestens einprägen. Was durchaus schmeichelhaft gewesen wäre, hätte jemand anderes als der blöde Lieblingskumpel meines blöden kleinen Bruders mich so angeschaut.

»Dein Pferdeschwanz ist weg«, stellte ich nach kurzem Schweigen fest.

»Yep.« Er nickte knapp. »Irgendwann habe ich mir eine große Schere geschnappt und ihn einfach abgesäbelt. Ging ratzfatz. Duncan hat ihn in einen Kaffeebecher gelegt und nennt ihn unser Haustier.«

O Gott. Ich verdrehte die Augen.

»Hast du dir die Haare abgeschnitten, als du mit dem College fertig warst?«

»Nein.« Jetzt schüttelte er nachdrücklich den Kopf. »Das habe ich gleich im ersten Jahr gemacht.«

»Du trägst die Haare bereits seit vier Jahren kurz? Habe ich dich so lange nicht mehr gesehen?«

»Doch, hast du. Sogar mehrmals.«

Ich hätte nicht zu sagen gewusst, wann wir uns zum letzten Mal begegnet waren. Auf jeden Fall war mir offensichtlich entgangen, dass er seine widerlichen Rastalocken gegen eine sorgsam gegelte Kurzhaarfrisur ausgetauscht hatte, die ihn wie den Hauptdarsteller des *Speed-Racer*-Films aussehen ließ. Manchmal hat

man eben ein Bild von jemandem im Kopf, das stärker ist als das, was man tatsächlich sieht.

»Vielleicht liegt es ja an der Brille, dass ich dir anders vorkomme«, meinte er.

Ich runzelte die Stirn und musterte ihn genauer.

»Die Brille ist ziemlich neu«, sagte er und tippte gegen das Gestell. »Bis vor einem Jahr habe ich gar keine getragen.«

»O ja, stimmt.«

Inzwischen wurde mir – und sicherlich auch ihm – bewusst, dass ich ihn nie wirklich angesehen hatte, wenn wir uns gelegentlich begegnet waren. Ich hätte ihm nicht einmal widersprechen können, wenn er mir erzählt hätte, er habe statt der Brille bisher eine Augenklappe auf gehabt.

»Gefällt mir«, sagte ich.

»Sie sieht aus wie die Brillen der Politiker aus der Nixon-Ära«, erklärte er. »Seitdem ich sie trage, nennt mich Duncan fast nur noch Apollo dreizehn.«

Neue Frisur, trendige Brille und dazu jede Menge Muskeln, die sich auf geheimnisvolle Weise an genau den Stellen gebildet hatten, wo ein Mann sie haben sollte. Aller guten Dinge waren eben drei.

»Nun.« Verlegen wandte ich mich ab. »Auf alle Fälle siehst du jetzt viel besser aus.«

»Danke.«

Wieder folgte eine Pause, bis er schließlich fragte: »Suchst du Duncan?«

»Ja«, antwortete ich, und plötzlich fiel mir alles wieder ein, vor allem die Wut auf meinen Bruder.

»Er hätte auf meinen Dackel aufpassen sollen.«

»In der Box ist keine Katze?«

Als er durch das Gitter lugte, stieß Pickle ein feind-

seliges Knurren aus, das selbst die laute Musik aus dem Nebenzimmer nicht zu übertönen vermochte.

»Ich sollte sie ihm heute Abend bringen«, fügte ich hinzu. »Aber wie's aussieht, wird hier anscheinend gerade eine neue Folge *Schulmädchenreport* gedreht.«

»Sicher hat er bloß nicht daran gedacht«, versuchte Jake seinen Freund in Schutz zu nehmen.

»Natürlich hat er nicht daran gedacht. Ganz einfach deshalb, weil er Duncan ist. Ich werde am besten wieder gehen. Allerdings nicht, ohne mich vorher bei ihm zu bedanken, dass er mich mal wieder gnadenlos im Stich gelassen hat.«

Jake nickte verständnisvoll. »Er ist ziemlich groß darin, den Leuten seine Hilfe anzubieten, aber meistens hat er Schwierigkeiten, seine Versprechungen dann auch zu halten.«

Ich nickte. »Schön blöd von mir, auf sein Angebot überhaupt einzugehen. Ich hätte mir denken können, dass es wie immer nur leere Worte waren.«

»Nein.« Jake schüttelte den Kopf. »Ganz so ist es nicht, denn in dem Moment, wenn er es sagt, meint er es wirklich ernst. Trotzdem hält er seine Versprechen nicht. Deshalb ist es besser, sich anzutrainieren, bei jedem Hilfsangebot von ihm Nein zu sagen. Ich habe mir sogar ein Tattoo stechen lassen: *Sag zu Duncan immer Nein*.«

Ich starrte ihn mit großen Augen an. »Echt?«

»Nicht wirklich, war bloß ein Witz«, stellte er mit einem nachsichtigen Lächeln fest und deutete auf meine Frisur. »Übrigens ein wirklich schicker Pferdeschwanz«, sagte er, und ich wusste nicht so recht, ob es wirklich ernst gemeint war.

»Weißt du eigentlich, wo Duncan steckt?«

Er machte eine Kopfbewegung zur Tür. »In meinem Zimmer. Deswegen bin ich ja hier.«

So langsam verstand ich gar nichts mehr. »Und warum bitte seid ihr beiden nicht auf eurer eigenen Party?«

»Hm.« Jake überlegte angestrengt. »Ich bin gerade mitten in diesem tollen Buch und wollte wissen, wie es weitergeht. Deshalb habe ich beim Mixen eine kurze Pause eingelegt. Und Duncan hat wahrscheinlich eins der Mädchen abgeschleppt.«

Ich schlug die Hände vors Gesicht. »Bitte sag, dass das ein Witz war.«

»Leider nein«, erklärte er. »Deshalb halte ich mich ja in seinem Zimmer auf – bin gewissermaßen im Sexil.«

Konsterniert ließ ich meine Hände wieder sinken und blickte ihn fragend an.

»Das bedeutet, dass man nicht mehr in ein Zimmer kann, weil dort jemand Sex hat«, klärte er mich auf.

»Das Wort ist mir durchaus geläufig – das gab es schon zu meiner Collegezeit. Was ich nicht verstehe, ist etwas anderes, nämlich warum Duncan mit dem Mädchen in *dein* Zimmer geht.«

»Weil es dort weniger schmutzig ist als in seinem.«

Ich stieß einen Seufzer aus. Meinen Bruder zur Rede zu stellen, das konnte ich mir jetzt abschminken. Bei allem anderen hätte ich ihn gestört, nicht jedoch beim Sex.

»Kannst du ihm etwas von mir ausrichten?«, wandte ich mich deshalb an Jake.

»Sicher. Alles, was du willst.«

»Sag ihm, dass er ein Blödmann ist und mich mal gernhaben kann.«

Jake prägte sich die Nachricht ein. »Okay.«

»Nicht vergessen«, bat ich ihn und griff nach Pickles Korb.

Mit feierlicher Miene legte er die Hand aufs Herz.

»Auf keinen Fall«, versprach er. »Vor allem nicht den letzten Teil.«

Versuchte er etwa, mit mir zu flirten? Mit der Schwester seines besten Freundes, die zehn Jahre älter war als er? Für diese Dreistigkeit hätte er einen eisigen, herablassenden Blick verdient, aber angesichts der lobenswerten Tatsache, dass er sich von seinem ekligen Pferdeschwanz getrennt hatte, ging ich großmütig über die Anmaßung hinweg.

Ich war schon an der Tür, als er noch etwas sagte, das mich erstarren ließ. »Übrigens vielen Dank, dass du mich mitnimmst.«

Die Hand am Türgriff, drehte ich mich abrupt zu ihm um. »Dass ich dich mitnehme?«

Er runzelte scheinbar verwirrt die Stirn. »Morgen.«

»Tut mir leid. Ich verlasse morgen die Stadt und kann dich also schwerlich irgendwohin mitnehmen«, gab ich zurück. Nicht dass ich das andernfalls getan hätte. Nie im Leben. Was bildete der Kerl sich ein?

»Ich weiß, du fährst nach Wyoming. Machst dort eine Wanderung oder eher einen Survivalkurs.«

»Stimmt.« Es überraschte mich, dass Duncan sich so viele Einzelheiten gemerkt hatte, doch noch ehe ich mehr sagen konnte, ergriff Jake wieder das Wort.

»Ich will morgen ebenfalls nach Wyoming. Zum Wandern ...«

Ehe er den Satz beendet hatte, begriff ich schlagartig und bekam prompt die Bestätigung.

»Und zu dem Survivalkurs«, hörte ich ihn sagen.

Ich stellte Pickles Korb wieder ab.

»Wie bitte?«

»Wir fahren an denselben Ort«, erklärte er, als ob das völlig logisch wäre. »Und dein Bruder hat gesagt, du würdest mich sicher gerne mitnehmen.«

Das ergab nicht den geringsten Sinn.

Weshalb sollte dieser Youngster ausgerechnet das Gleiche vorhaben wie ich? Dazu zur selben Zeit? So gemein konnte das Schicksal ja wohl nicht sein. Dieser Kurs war etwas, das ich alleine machen wollte, nur für mich. Ein Überlebenstraining in der Wildnis, knochenhart und schonungslos und alles andere als ungefährlich. War eine echt große Sache für mich. Eine Art spiritueller Reise. Ein Zeichen, dass die sechs mit Abstand schlimmsten Jahre meines Lebens ein für alle Mal überwunden waren. Dabei fehlte mir der vertrottelte Freund meines Bruders gerade.

»Das habe ich ganz allein für mich geplant – deshalb will und muss ich es auch alleine durchziehen«, belehrte ich ihn in dem ruhigen, nachdrücklichen Ton, den ich sonst bevorzugt bei meinen Erstklässlern anschlug.

»Nun«, erwiderte er. »Wir sind zwölf Leute plus Kursleiter, du wirst also kaum alleine sein.«

»Mit *alleine* meine ich, dass ich dort auf mich selbst gestellt sein werde.«

»Zusammen mit elf anderen Leuten und mit mir.«  
Was vollkommener Wahnsinn war.

»Wie kommt es überhaupt, dass du dasselbe machst wie ich?«

»Im Grunde wäre es richtiger, dich zu fragen, warum du denselben Trip unternimmst wie ich. Schließlich hat Duncan bloß durch mich von diesem Kurs erfahren.«

Duncan. Wieder einmal.



Und erneut war alles seine Schuld.

»Trotzdem hat er dich mit keinem Wort erwähnt«, verteidigte ich mich.

»Wahrscheinlich, weil ich zu der Zeit dachte, ich könne nicht fahren. Was sich inzwischen geändert hat«, erklärte er und wirkte sehr selbstzufrieden.

So war das nicht geplant gewesen, ganz und gar nicht.

Seit sechs Monaten träumte ich davon, mit einer Handvoll Fremder in Wyoming ein aufregendes Abenteuer zu bestehen. Eines, das nicht nur mein Leben, sondern auch meine Persönlichkeit grundlegend verändern würde. Allein und ohne Hilfe die Welt – na ja: die Wildnis – erobern und als leidenschaftlichere, härtere Version der alten Helen heimkehren, so hatte mein Plan ausgesehen. Bei diesem Vorhaben ging es lediglich um mich und um niemand anderen.

Und am allerwenigsten um Jake.

»Es tut mir furchtbar leid«, sagte ich in einem gleichermaßen entschuldigenden wie bestimmten Ton, »ich kann dich wirklich nicht mitnehmen. Auf dem Weg dorthin will ich außerdem bei meiner Großmutter vorbeischaun.«

»Bei GiGi? Die ist ganz verrückt nach mir!«

»Das kann nicht sein«, wies ich seine Behauptung zurück, denn die alte Dame liebte keinen Menschen außer mir. Und meinem Bruder. Ab und zu.

»Auf jeden Fall. Das schwöre ich. Wenn du mir nicht glaubst, ruf sie einfach an.«

»Das werde ich ganz sicher nicht machen – ich habe nämlich Besseres zu tun. Und auf der Rückfahrt muss ich in Chicago noch zu einer Bar Mitzwa, auf der ich ein paar alte Freunde treffen will.«

Jake nickte. »Deinen Freund und deine beste Freundin von der Highschool, stimmt's? Aber warum solltest du die sehen wollen?«

Ich rang nach Luft – dieser Bursche wusste eindeutig zu gut über mein Leben Bescheid.

»Warum? Weil wir inzwischen wieder über Facebook Kontakt halten, weil ich von ihnen eingeladen worden bin und weil es einfach nicht gesund ist, wenn man einen alten Streit nicht irgendwann begräbt.«

»Ihr seid Facebook-Freunde?«

»Ja, obwohl ich im Grunde so gut wie nie bei Facebook bin.« Ich blinzelte. »Woher weißt du all diese Sachen überhaupt?«

»Duncan hat sie mir erzählt.« Er zuckte mit den Schultern. »Das mit dem Besuch bei deinen alten Freunden ist für mich okay. Ich wollte sowieso mit dir nicht zurückfahren.«

»Nein?«

Er schüttelte den Kopf. »Bevor ich wieder hier aufschlage, geht's erst mal nach Mexiko. Vier Tage nach Ende des Kurses fliege ich von Denver aus.« Er legte eine Pause ein, als würde er auf die Frage warten, was der Grund für diese Reise sei.

Als ich schwieg, rückte er schließlich freiwillig mit Informationen raus. »Ich habe eine Stelle als Forschungsassistent im Rahmen einer Feldstudie mit Walen ergattert.«

Ich starrte ihn aus großen Augen an.

»Wir werden in kleinen Fischerbooten mit Besuchern zu den Plätzen rausfahren, wo sie ihre Jungen aufziehen, und dort ihre Interaktion mit Menschen studieren.«

Meine Neugier gewann die Oberhand. »Warum?«

»Weil das unglaublich faszinierend ist.«

»Tatsächlich?«

»Sehr sogar. Die Wale kommen freiwillig so nah an die Boote heran, dass man sie problemlos streicheln kann.«

»Warum?«

Er runzelte die Stirn, begriff ganz offensichtlich mein ständiges »Warum?« nicht. Wirklich eine blöde Frage, dachte ich. Weshalb streichelt man schon einen Wal? Weil man es will. Was sonst?

»Es ist so überwältigend, dass die Whale Watcher richtiggehend ausflippen.«

»Inwiefern?«

»Die Leute reagieren entweder total gerührt oder verkünden pathetisch, dass diese Begegnung sie total verändert habe.«

»Ich weiß nicht, was an der Berührung eines Wals so toll sein soll«, wandte ich skeptisch ein.

Er sah mich reglos an. »Doch, das weißt du.«

»Nein, weiß ich nicht.«

Wir tauschten böse Blicke, als müssten wir unsere Kräfte messen. Dann kam er auf Wyoming zurück, als hätte die Geschichte von den Walen die Frage, ob ich ihn nun mitnehme oder nicht, endgültig geklärt.

»Es geht, wie gesagt, lediglich um die Hinfahrt. Du wirst gar nicht merken, dass ich da bin. Ich kann mich auch gern nach hinten setzen, wenn du willst. Oder du bindest mich aufs Dach. Eigentlich wollte ich noch etwas Musik zusammenstellen, aber wahrscheinlich hast du deine eigenen CDs dabei. Also werde ich einfach mucksmäuschenstill in deinem Auto sitzen und mir anhören, was dir gefällt. Meinetwegen sogar Carly Simon oder ...«

»Nein«, schrie ich ihn an, denn plötzlich stieg Panik in mir auf. Weil wieder einmal mein Leben ohne meine Zustimmung einfach von jemand anderem verplant wurde. »Hör zu, ich weiß nicht, was mein Bruder dir erzählt oder versprochen hat. Egal, so oder so kannst du nicht mit mir nach Wyoming fahren. Tut mir leid. Buch einfach einen anderen Kurs, okay?«

»Ich habe bereits bezahlt und bekäme das Geld nicht zurückerstattet.«

Für einen Moment dachte ich krampfhaft nach. »Okay, dann nimm eben den Bus.«

»In Ordnung. Kein Problem«, lenkte er ein, ohne den Blick von mir zu wenden.

Ich atmete erleichtert auf. »Gut. Super! Also sehen wir uns in Wyoming.«

Ich bückte mich nach Pickles Korb.

»Warte, es gibt schon ein Problem, fällt mir gerade ein. Es ist nämlich so, dass ...«

»Was?« Ungehalten richtete ich mich wieder auf. »Was bitte ist denn jetzt plötzlich problematisch?«

»Dass ich gerade ziemlich pleite bin«, erklärte er kleinlaut. »Ich glaube nicht, dass meine Kohle für die Busfahrt reicht.«

Resigniert kniff ich die Augen zusammen. »Du bist pleite?«

»Die Spielecke war teurer als geplant«, meinte er achselzuckend.

Missmutig wanderten meine Blicke zu dem umgebauten Wandschrank, bevor sie zu Jake zurückkehrten. »Und was ist mit deinen Eltern?«

»Meine Eltern? Ich habe nur noch meinen Dad.«

»Und der kann dir nichts leihen?«

»Er lebt inzwischen in Texas«, sagte er in einem

Ton, als läge dieser US-Staat auf dem Mars. »Außerdem weiß er nichts von dieser Wandertour.«

Ich stemmte meine Hände in die Hüften und sann über eine andere, über irgendeine Lösung nach, ohne dass mir eine rettende Idee kam. Zu meinen Füßen stieß der Hund in seiner pinkfarbenen Katzenbox ein leises Wimmern aus.

»Okay«, erklärte Jake. »Dann werde ich einfach trampeln.«

»Nein!«

»Warum denn nicht? Das habe ich schon oft gemacht ...«

Da mir kein triftiger Grund einfiel, kehrte ich mal wieder die keinen Widerspruch duldende Lehrerin heraus.

»Weil man nicht trampelt«, verkündete ich quasi ex cathedra, und für einen Augenblick kam es mir vor, als hätte ich gesiegt.

Bis mir klar wurde, dass ich die Verliererin dieser Debatte war. Weil es jetzt gar keine andere Möglichkeit mehr gab, als ihn mitzunehmen.

Und genauso deutete Jake es. »Meinetwegen«, sagte er mit einem schiefen Grinsen. »Dann fahre ich eben mit dir.« Und noch während ich auf das phänomenale Grübchen starrte, das plötzlich auf seinem Kinn aufgetaucht war, fügte er hinzu: »Wenn du darauf bestehst.«

## 2

Von Boston bis nach Evanston in Illinois sind es gut tausend Meilen, die man laut Google an einem allerdings ziemlich langen Tag schaffen kann. In fünfzehn Stunden nämlich.

Genau deshalb hatte ich eigentlich vor Sonnenaufgang losfahren und Pickle am Vorabend zu Duncan bringen wollen. Bei dieser Planung wäre mir noch genug Zeit mit meiner Großmutter geblieben, die mich und Duncan großgezogen hatte, nachdem das Interesse unserer Mutter an ihren Kindern irgendwann erloschen war. Allein deshalb schon liebte ich meine Großmutter abgöttisch – eine sehr unkonventionelle Frau, die Kimonos trug und ihren Haarknoten immer mit zwei Essstäbchen feststeckte.

Jetzt aber musste ich warten, bis die Tierpension unseres Veterinärs öffnete, in der Pickle bis zu meiner Rückkehr bleiben sollte.

Meine Dackeldame war zwar generell selten glücklich, doch wenn sie zum Tierarzt musste, stieg ihre Verzweiflung ins Unermessliche. Als ich mich mit aufgesetzter Fröhlichkeit zum Gehen wandte, plagten mich Gewissensbisse, und ich fragte mich, ob ich sie trotz allem nicht lieber bei Duncan hätte lassen sollen. Nein, denn das hätte sie vermutlich nicht überlebt. Leider konnte ich ihr das nicht begreiflich machen,

konnte ihr nicht erklären, dass ihr Leben ausgerechnet durch die verrückte Party gestern Abend gerettet worden war. Wäre sie nämlich wie geplant bei Duncan geblieben, hätte ich womöglich bei meiner Heimkehr in drei Wochen nichts als einen Haufen Fell und Knochen in seiner Bude vorgefunden. Und im Geiste meinte ich meinen Bruder zu sehen, wie er sich am Kopf kratzt und verwirrt feststellt: *Ich fand auch, dass sie ungewöhnlich ruhig war.*

Als ich aus der Tierpension zu meinem Subaru zurückkehrte, den ich in der Eile halb auf dem Randstein geparkt hatte, bemerkte ich sogleich Jake, der mit einem Starbucks-Becher in der Hand neben dem Wagen stand.

»Da hast du wirklich super eingeparkt«, stellte er fest und drückte mir den Becher in die Hand.

»Was machst du hier?«

»Ich dachte, ich erspare dir die Mühe, mich in meiner Wohnung abzuholen.«

»Und was wäre gewesen, wenn du mich verpasst hättest?«

»Dumm gelaufen, hätte ich dann gesagt«, räumte er ein. »Aber das ist ja nicht passiert.«

Ich unterzog ihn einer kurzen Musterung: Sein Haar war wild zerzaust, er trug eine Cargohose ohne Gürtel und ein enges Snoopy-T-Shirt, in dem seine breite Brust ausnehmend vorteilhaft zur Geltung kam. Neben ihm auf dem Boden lagen sein Rucksack und eine Reisetasche.

»Hattest du etwa Angst, ich könnte ohne dich verschwinden?«

Er verzog den Mund zu einem Lächeln. »Ein wenig schon.«

»Ich habe tatsächlich kurz darüber nachgedacht.«

Er wühlte in seinem Rucksack und zog ein Buch hervor, dessen Cover einen Wal zeigte.

»Ich werde die ganze Zeit brav lesen«, versicherte er. »Du wirst gar nicht merken, dass ich da bin.«

»Hoffentlich.«

»Und, bist du bereit?« Er sah mich fragend an.

»Nicht wirklich«, antwortete ich, schloss den Wagen jedoch trotzdem auf.

Während ich ihm dabei zusah, wie er seine Tasche in den Kofferraum zu meinen Sachen stopfte, fragte ich mich, wieso er wusste, wo sich die Tierpension befand. Schließlich fiel es mir ein: Ich hatte den Umschlag mit meinen Anweisungen für Pickles Aufenthalt bei Duncan gestern in der Wohnung liegen lassen, und darunter befanden sich auch Adresse und Wegbeschreibung zum Tierarzt.

Offenbar hatte Jake die Blätter entdeckt – oder sie von Duncan bekommen.

Ich hatte wirklich an die kleinste Kleinigkeit gedacht und Briefe für den Tierarzt vorformuliert, in denen ich Pickles diverse Probleme schilderte, und für Duncan eine mehrseitige Anleitung zum Umgang mit dem Hund aufgesetzt. Im Nachhinein fand ich es peinlich, dass Jake das vielleicht gelesen hatte. Er musste ja glauben, dass ich meinen Bruder für einen kompletten Idioten hielt. Was der Wahrheit allerdings sehr nahe kam.

»Soll ich fahren?«, bot Jake an.

»Nein.« Um Gottes willen, bloß das nicht.

Ging es nach mir, würde er sich neben seinen Rucksack auf den Rücksitz quetschen, und ich säße ganz allein vorne, um genüsslich die Musik zu hören, die



ich extra für diese Fahrt zusammengestellt hatte: Joni Mitchell, Nina Simone, Indigo Girls. Ohne Begleitung hätte ich all die schönen Songs auf der Fahrt nach Westen lautstark mitgegrölt und Duette mit Annie Lennox und James Brown geschmettert. Hätte auf diese Weise die widersprüchlichsten Gefühle durchlebt und wäre hoffentlich bei meiner Ankunft in Wyoming damit durch gewesen.

Jakes Anwesenheit machte das bedauerlicherweise unmöglich. Vor einem Fremden oder vor dem Kumpel des kleinen Bruders grölte man keine Lieder. Undenkbar.

Ich sah ihn von der Seite an. Eintausend und eine Meile in liedloser Stille, während dieser Bursche irgendwelche Videospiele auf dem Handy machte, waren etwas völlig anderes als das, was ich geplant hatte.

Doch so war es nun einmal. Ausgerechnet das, was man sich wünschte, versagte einem das Leben oft.

Trotzdem war es langsam Zeit zu fahren. Also schnallten wir uns an, und ich fädelte mich in den fließenden Verkehr ein.

»Wir haben eintausend und eine Meile bis Evanston vor uns«, erklärte ich ihm.

»Genau eintausend und *eine* Meile?«

»Ungefähr.« Ich nickte knapp. »Angeblich braucht man dafür fünfzehn Stunden und zweiundzwanzig Minuten.« Ich blickte auf die Uhr im Armaturenbrett. »Neun nach elf. Dank Duncan sind wir verdammt spät dran und können uns das Abendessen bei Grandma abschminken. Wir müssten ...«

»... irgendwann nach Mitternacht ankommen«, fiel Jake mir ins Wort.

»Genau.« Ich stieß einen leisen Seufzer aus und

fragte mich, ob ich bei GiGi anrufen und sagen sollte, dass es später würde. Denn obwohl sie für gewöhnlich spät zu Bett ging – bis in die Puppen blieb sie nicht auf.

»Ich wette, dass wir es wenigstens zu einem späten Abendessen schaffen können«, meinte Jake und begann zu rechnen. »Google geht davon aus, dass wir im Durchschnitt fünfundsechzig Meilen fahren. Aber wenn du etwas auf die Tube drückst und achtzig oder neunzig fährst ...«

»Siebzig«, korrigierte ich. »Oder eben die jeweils zulässige Höchstgeschwindigkeit.«

»Okay. Dann halte du dich meinetwegen brav an die Geschwindigkeitsbegrenzungen, und beim Fahrerwechsel gebe ich Gas, damit wir auf einen Durchschnitt von etwa achtzig Meilen kommen.« Er drehte sich nach hinten um und nickte zufrieden. »Da ist ja die Kühltasche. Duncan hat mir nämlich prophezeit, dass du Snacks und Getränke mitnehmen würdest.«

Ich hatte das Gefühl, als nähme er mich auf den Arm, wusste jedoch nicht genau, inwiefern.

»Das ist gut«, fuhr er fort, »denn wenn wir nicht halten müssen, um etwas zu essen, sparen wir zusätzliche Zeit ein.« Er legte den Kopf in den Nacken und setzte die Berechnungen zu unserer Fahrtzeit fort. »Wenn wir die ganze Strecke mit achtzig Meilen in der Stunde fahren, sind wir in ungefähr zwölf Stunden dort. Und wenn wir unterwegs einfach in Flaschen pinkeln, kommen wir sogar noch schneller an.«

»Frauen können nicht in Flaschen pinkeln«, erwiderte ich empört.

Er sah mich von der Seite an. »Du bestimmt – du müsstest es einfach mal versuchen.«

Ich wusste nicht, ob das als Kompliment oder als

Beleidigung zu verstehen war. Was auch immer – ich schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»Beim In-die-Flasche-Pinkeln ist für mich eine Grenze erreicht«, stellte ich kategorisch klar.

»Wahrscheinlich hast du recht«, stimmte er widerspruchslos zu.

»Aber der Rest des Plans ist wirklich gut«, gab ich ihm im Gegenzug recht und meinte das zu meinem eigenen Erstaunen tatsächlich ehrlich.

Sichtlich selbstzufrieden bedankte er sich für meine Anerkennung. Er schien eindeutig ein Optimist zu sein. Und ein freundlicher Gutmensch obendrein. Er hatte mir einen Cappuccino mitgebracht und war bereit, in eine Saftflasche zu pinkeln, damit ich einigermaßen rechtzeitig zu meiner Großmutter kam.

Vielleicht würde die Fahrt ja gar nicht so schrecklich wie befürchtet, dachte ich und sah entspannt hinaus in den sonnigen Tag.

Doch gerade als ich einen Schluck aus meinem Kaffeebecher nahm, sprach Jake ein völlig anderes Thema an.

»Wie ist das Leben eigentlich ohne deinen blöden Ex?«

Ich verschluckte mich so heftig an meinem Cappuccino, dass mir Jake den Becher abnahm und mit seiner freien Hand nach dem Lenkrad griff.

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich, als ich wieder fahrtüchtig war. »Ich habe nicht bedacht, dass du bei dem Thema immer noch ziemlich empfindlich reagierst.«

»Nein«, erklärte ich und kämpfte heldenhaft gegen die aufsteigenden Tränen an. »Das tue ich ganz sicher nicht.«

Um meine Worte zu unterstreichen, zog ich aus meinem Repertoire eine weitere Lieblingslehrerinnenstimme hervor, die wie die von Mary Poppins klang und deutlich machen sollte, dass es für jedes Problem eine Lösung gab, dass die Welt im Grunde rundherum perfekt, tröstlich und angenehm war und dass man, sofern man genug Zuversicht an den Tag legte, vielleicht sogar eines Tages mit einem Regenschirm über den Atlantik fliegen konnte, um sich London anzusehen.

Ich bediente mich dieser Stimme immer, wenn ich über meine gescheiterte Ehe sprach, und richtete mich dabei gleichzeitig zu meiner ganzen, allerdings nicht sehr imposanten Größe auf.

»Mein Ehemann«, fuhr ich im Julie-Andrews-Tonfall fort, »entpuppte sich leider als Alkoholiker. Irgendwann wirkte sein Problem sich auch auf unsere Ehe aus, und obwohl ich ihm mehrfach Gelegenheit gab, unsere Beziehung durch einen Entzug zu retten, hat er diese Chancen nicht genutzt.«

Abschließend trank ich ohne Probleme einen Schluck Kaffee.

*Ende der Geschichte! Alles klar? Und jetzt genieße ich ein feines Heißgetränk.*

»Deshalb hast du dich schließlich von ihm scheiden lassen«, hakte Jake unbarmherzig nach.

»Ja, habe ich«, bestätigte ich, doch den Rest fügte ich lediglich stumm hinzu. *Weil ich nämlich im vierten Monat unser erstes Kind verlor und er nirgends aufzutreiben war.*

»Vor einem Jahr war das«, sagte er nickend, und erneut staunte ich, wie gut er über mein Leben informiert war.

»Richtig.«

Fast auf den Tag genau vor einem Jahr. Und jetzt ging es mir zum Glück wieder einigermaßen gut.

»Und wie kommst du damit klar?«

»Womit?«

»Mit dem Singledasein.«

»Gut. Hervorragend«, log ich, denn in Wahrheit war ich kein cooler Single, sondern schlicht und einfach einsam.

Jake schien seine Zweifel zu haben, wie ich an seinem Stirnrunzeln erkannte.

»Es geht dir also wirklich gut?«

»Ja, es geht mir immer gut.«

»Niemandem geht es immer gut.«

»Mir schon«, behauptete ich störrisch, um diese völlig sinnlose Diskussion zu beenden.

Dabei ging es mir ganz und gar nicht ständig gut, nicht einmal überwiegend. Trotzdem würde ich mich Jake, dem Erfinder fragwürdiger Liebestränke, als Allerletztem anvertrauen.

Als ich seinen Blick spürte, schaute ich weiter konzentriert auf die Straße vor mir, streckte den Rücken durch und versuchte, das Kinn genauso hoheitsvoll vorzuschieben wie Julie Andrews.

»Okay.« Er klang nicht überzeugt, war aber wenigstens so höflich, nicht weiter auf dem Thema herumzureiten. »Wenn du es sagst.«

»Das tue ich.«

»Ich hatte mich nämlich schon gefragt, ob du vielleicht lebensmüde bist.«

Unwillkürlich fing ich an zu husten.

»Ob ich lebensmüde bin?«, gab ich ungläubig zurück.

»Nun ja, wegen dieses Kurses. Was dachtest du dir

überhaupt dabei, dich für ein Survivaltraining anzumelden?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich dasselbe wie du.«

»Auf keinen Fall«, erklärte er, als wäre bereits der Gedanke vollkommen absurd.

»Ich suche eine Herausforderung. Ich will etwas tun, das mich zwingt, an meine Grenzen zu gehen.«

»Bist du nicht doch ganz einfach lebensmüde?«

Ich sah ihn von der Seite an. »Nein, ich bin definitiv nicht lebensmüde.«

Er zögerte. »Immerhin kommen bei diesen Sachen dauernd Leute um.«

»Tun sie nicht.«

»Von allen Survivalkursen, die angeboten werden, hast du den mit Abstand furchteinflößendsten, gnadenlosesten und tödlichsten herausgesucht. Warum?«

»Das war Duncans Idee«, erklärte ich vage.

»Stimmt nicht, denn er hat dir nicht vorgeschlagen, diesen Kurs zu machen, sondern irgendeinen Kurs.«

»Er hat mir den Katalog gezeigt.«

»Komm, du hast auch sonst nie etwas befolgt, was auf seinem Mist gewachsen war.« Jake schüttelte den Kopf. »Warum also fängst du plötzlich damit an?«

Eine gute Frage, wengleich ich bestimmt nicht nach Wyoming fuhr, weil mein Bruder als Erster die Idee aufgebracht hatte.

Den Ausschlag gab ein Artikel in der Zeitschrift *People*, auf den ich ein paar ruhelose Nächte später zufällig stieß. Es ging um einen Mann, der in Afghanistan ein Bein verloren hatte und durch genau diesen Kurs endlich sein Trauma überwand. Mit einem Bein hatte er das harte Training geschafft – und zwar so gut, dass er am Ende eine der begehrten Urkunden

für die drei besten Teilnehmer erhielt. Der Bericht war mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen und erst recht nicht die Worte des Veteranen. Er sei verloren gewesen, erklärte er dem Journalisten, aber dort draußen habe er sich selbst wiederentdeckt.

War ich ebenfalls verloren?

Nein, das wahrscheinlich nicht, doch verloren hatte ich etwas. Etwas, das ich nicht benennen konnte und dennoch seit einer Ewigkeit zu ergründen suchte. Wartete es vielleicht in der Wildnis von Wyoming auf mich? Vermutlich eher nicht, aber ich konnte meine Selbsterforschungen dort genauso gut fortsetzen wie an jedem anderen Ort.

Duncan hatte offenbar genau wie Jake niemals damit gerechnet, dass ich auch nur im Entferntesten einer Empfehlung von ihm folgen würde. Als er nämlich von meiner Anmeldung erfuhr, riss er entsetzt die Augen auf und bemühte sich, mir die Sache wieder auszureden. Für einen solchen Kurs sei ich ganz einfach nicht geeignet, warnte er mich eindringlich. Der sei viel zu extrem, und kein vernünftiger Mensch würde sich auf so was einlassen. Selbst Hardcoretrecker nicht. Die wüssten, was sie sich zumuten können und was nicht, und würden ihre Touren deshalb lieber selbst organisieren.

Dieser Survivalkurs hingegen spreche nur Mochtegernehelden an, die keine Ahnung von der Wildnis hätten und zu bequem seien, sich die notwendigen Kenntnisse anzueignen. Weshalb die Leute seiner Meinung nach nicht bloß unüberlegt und tollkühn, sondern zugleich faul und dumm seien.

»Du hast den Kurs schließlich ebenfalls belegt«, wandte ich mich wieder an Jake.

»Ich habe, seit ich drei war, jedes Jahr mit meinem Vater gecamp't. Ich kenne mich also ein wenig mit diesen Dingen aus. Vor allem bin ich sehr anpassungsfähig.«

»Und ich bin das nicht?«

Er legte seinen Kopf ein wenig schräg zum Zeichen, dass dies exakt seine Einschätzung wiedergab, und ich schwieg erst einmal pikiert.

»Immerhin habe ich schon gezeltet«, führte ich schließlich als Rechtfertigung ins Feld.

»Wann?«

»Während meiner Highschoolzeit. Mit meinem damaligen Freund. In Colorado«, erklärte ich.

»Das hat mit Zelten in der Wildnis nichts zu tun. Das war ja wohl eher eine Pyjamaparty«, gab er ungeführt zurück. »Ich wette, dass ihr dort Marshmallowcreme auf Toast gegessen habt.«

»Haben wir nicht«, protestierte ich empört, weil Trockenfleisch und Oreo-Kekse immerhin etwas völlig anderes waren.

»Die Sache ist die«, fuhr Jake ernst fort. »Du bist einfach nicht der Typ für eine solche Tour.«

»Und warum haben sie meine Anmeldung dann angenommen?«

»Ganz einfach: Weil es ihnen egal ist, ob auf ihren Touren jemand verreckt.«

Es stimmte, dass auf Touren der BSCS, der Back Country Survival Company, bereits einige Teilnehmer umgekommen waren oder schwer verletzt geborgen werden mussten. Duncan hatte diese Horrormeldungen gegoogelt, um mich von meinem Vorhaben abzubringen und mich zu einer ganz normalen Wanderung zu bewegen. Oder zu irgendetwas anderem,



das sich sicher und vernünftig anhörte. Vergeblich, denn was mich betraf, so war mir nicht nach sicher und vernünftig, sondern nach wagemutig und unvernünftig. Ich wollte alle Welt verblüffen und nicht zuletzt mich selbst. Immerhin hatte die Schocktherapie, wenngleich vielleicht in anderer Form, vor mir bereits anderen genützt.

»Inzwischen wurde bei BSCS das Management ausgewechselt«, wandte ich ein.

Jake wiegte zweifelnd den Kopf. »Ich glaube, es gefällt ihnen, wenn Leute bei den Touren draufgehen«, meinte er. »Diese Typen wollen Marktführer im Segment Hardcore-Überlebenstraining für Mochtegerndraufgänger werden, und es gibt genug Verrückte, für die die Gefahr, bei diesen Mutproben umzukommen, einen zusätzlichen Kick darstellt.«

War ich also verrückt?

Vielleicht.

Immerhin hatte ich Erklärung um Erklärung unterschrieben, dass der Veranstalter nicht dafür haften müsse, falls ich diesen Trip nicht überleben sollte – sei es, weil wir irgendwo von Bären angegriffen, von einer Lawine verschüttet oder an Unterkühlung draufgehen würden. Auch bei Krankheiten wie etwa heftigen Durchfällen, was in der Wildnis lebensbedrohlich werden konnte, übernahm man keine Verantwortung.

Nichts an diesem Kurs hätte mich reizen sollen, zumal die Tourguides berüchtigt waren für ihre rücksichtslose Härte. Sie wählten stets die steilsten Hänge und die steinigsten Pfade und überließen die Leute an den entlegensten Orten tagelang sich selbst. Um zu testen, ob sie kapiert hatten, wie man sich in der Wild-

nis schlug. Bei Google waren unter dem Veranstalternamen zahlreiche warnende Artikel über Verletzungen durch Steinschlag, gebrochene Schlüsselbeine, Bärenangriffe, vermisste Wanderer und Unterkühlung nachzulesen.

Auf diese Weise verschaffte man den Survivaltrainern praktisch den Nimbus von Schutzheiligen, die über die ihnen anvertrauten Abenteurer, Verrückten und die des Lebens Überdrüssigen wachten. Über lauter Leute also, die glaubten, nichts mehr zu verlieren zu haben. Zu Letzteren gehörte ich als brave Grundschullehrerin mit einem depressiven kleinen Hund bestimmt nicht – und verstand deshalb auch nicht, wieso Jake mir das unterstellte.

»Warum beschäftigst dich das alles überhaupt?«, ging ich zum Angriff über. »Zudem frage ich mich, was dich das Ganze überhaupt angeht.«

»Nun, es geht mich insofern etwas an, weil ich ebenfalls ein Teilnehmer dieser Wahnsinnstour bin.«

»Worum ich dich nicht gebeten habe«, giftete ich ihn an.

Er öffnete den Mund, als wollte er ein paar passende Takte zurückgeben, ließ es aber und blickte aus dem Fenster.

»Und am Schluss, du wirst sehen, werde ich eine Urkunde bekommen«, fügte ich trotzig hinzu.

»Du glaubst ernsthaft, unter den besten drei zu landen?«, fragte er in einem Ton, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

»Auf jeden Fall.«

»Ich denke eher, dass du dich glücklich schätzen solltest, wenn du diese drei Wochen überlebst.«

»Falsch gedacht. Dein Fehler ist, dass du nach wie

vor die alte Helen siehst. Die hier«, sagte ich und tippte mir mit einem Finger an den Kopf. »Die neue Helen hingegen wird eine völlig veränderte Person sein. Eine, bei der du es nicht wagen würdest, so herablassend zu reden. Weil diese neue Helen dir nämlich die Augen auskratzen und anschließend zusehen würde, wie ihr Hund sie frisst.«

»Da bin ich mal gespannt.«

»Sie wird dein Leben ruinieren, Superman.«

»Davon bin ich überzeugt«, erwiderte er spöttisch, doch seine Stimme klang plötzlich rau, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass meine Worte ihn irgendwie beunruhigten.

### 3

Wir ließen Boston hinter uns, und während Jake sich in sein Buch vertiefte, konzentrierte ich mich auf das schier unübersichtliche Gewirr der Ausfallstraßen. Ein Kommentar von Mike, meinem Ex, fiel mir ein, der einmal gespottet hatte, es müssten Frettchen und nicht Menschen gewesen sein, die dieses Verkehrsnetz ersonnen hätten.

*Exmann.*

War es mir nach unserer Heirat schwergefallen, Mike als meinen Mann zu titulieren, so tat ich mich jetzt schwer, an ihn als meinen Ex zu denken, und das Wort ging mir kaum über die Lippen. Wann immer ich an ihn dachte, zog sich meine Brust zusammen – als wäre all das Unglück des vergangenen Jahres nach wie vor darin verwahrt wie ein großes schwarzes Loch, das jederzeit erneut aufbrechen konnte.

Mike. Er war letztlich der Grund für dieses verrückte Projekt der Selbstfindung, obwohl ich nicht auf der Flucht vor ihm war, sondern auf der Flucht vor der Person, in die ich mich als seine Ehefrau verwandelt hatte.

Im vergangenen Jahr machte ich die Bekanntschaft von vielen Frauen, die bereits durch waren mit dem Kapitel Ehe. Alle hatten geschworen, dass ihnen nichts Besseres als die Scheidung hätte passieren können, und mich gemahnt, endlich ebenfalls zu einer

dieser selbstbewussten Frauen zu werden. Es sei allerhöchste Zeit. Ich müsse etwas Wildes, Mutiges und völlig Neues tun. Was genau, das sagten sie nicht.

Wie ich dann ausgerechnet darauf verfiel, mich in der Wildnis zu beweisen, ist mir letztlich schleierhaft geblieben. Rückblickend betrachtet, finde ich es sogar absurd.

Allein schon der schrecklich klischeehafte Begriff Survivaltraining!

Doch nachdem ich mich nun mal für dieses Heilmittel entschieden hatte, war ich bereit, alles zu tun, damit die erhoffte Wirkung tatsächlich eintrat.

In Gedanken ging ich noch einmal meine Zielliste für die nächsten drei Wochen durch, die ich zu Hause Punkt für Punkt säuberlich notiert und mit Kästchen zum Abhaken versehen hatte.

***In der Wildnis habe ich die Absicht, Folgendes zu tun:***

- eine tiefere spirituelle Verbindung zur Natur herzustellen,*
- meine physischen und emotionalen Grenzen zu überschreiten,*
- wie Phönix aus meiner eigenen Asche aufzusteigen,*
- knallhart zu werden,*
- eine beeindruckende Persönlichkeit zu entwickeln,*
- es der Wildnis zu zeigen,*
- mir eine verdammte Urkunde zu verdienen.*

Vor allem auf die Urkunde war ich erpicht, wollte unbedingt zu einem Menschen werden, der so eine Auszeichnung überhaupt beanspruchen konnte, ohne völlig lächerlich zu wirken. Mit diesem Stück Papier

hoffte ich mir und aller Welt endlich zu beweisen, dass ich okay war.

Gut zu sein bei diesem Training, das erwartete ich von mir. Und kompetent und tough.

Und vor allem eine andere als die, die ich bisher gewesen war. Ich war es einfach leid, als Mensch eine glatte Katastrophe zu sein und mich wie eine zertrampelte Blume zu fühlen. Endlich einmal Eindruck schinden – das war sicherlich nicht zu viel verlangt.

Als ich beschloss, eine To-do-Liste zusammenzustellen, hatte ich im Keller eine Reihe Kisten durchwühlt auf der Suche nach meinem alten Briefpapier aus Collegezeiten. Am oberen Rand war ordentlich mein Name aufgedruckt. *Helen Carpenter*. Mein Mädchenname, was ich ausnehmend passend fand, da ich die Rückerlangung meines alten Namens als neuen Anfang verstand. Allerdings schnitt ich am Ende den Briefkopf mit dem Namen weg. Es musste ja nicht jeder gleich sehen, wer hinter diesen ehrgeizigen Zielen steckte, falls ich die Liste mal verlieren sollte.

Was nichts damit zu tun hatte, dass ich gottfroh war, wieder Carpenter zu heißen. Überhaupt war der Namenswechsel die bisher mit Abstand beste Folge meiner Scheidung.

Wollt ihr wissen, wie Mike hieß? Dull. Was nichts anderes als langweilig, lahm und stumpfsinnig bedeutet. Nichts also, womit sich Eindruck schinden lässt. Allerdings hatte man den Namen früher, bevor der Urgroßvater aus der alten Welt hierhergekommen war, anders ausgesprochen – nicht *Dall*, sondern *Duul*. Aber inzwischen hatte die Familie es längst aufgeben, die Leute zu korrigieren.

Unglaublich, dass ich je bereit gewesen war, einen

so negativ besetzten Namen anzunehmen. Schließlich ist es heutzutage ganz normal, dass eine Frau nach der Hochzeit ihren Mädchennamen behält. Doch Mike hatte darauf bestanden, dass wir denselben Namen führten. Sonst könne man sich nicht als richtige Familie fühlen, meinte er. Und an unsere zukünftigen Kinder denkend, stimmte ich zu, denn eine richtige Familie zu sein, das war mir ebenfalls wichtig. Und zudem wollte ich meinem Ehemann in spe eine Freude machen. Vermutlich denken die meisten Paare so, wenn sie den sogenannten Bund fürs Leben schließen.

Duncan hatte mich mit meinem neuen Namen ständig aufgezogen.

Und wenngleich ich mich bemühte, die Sticheleien zu ignorieren, fand ich selbst, dass ich einen schlechten Tausch gemacht hatte. Helen Dull klang lange nicht so eindrucksvoll wie Helen Carpenter, sondern entsprach vielmehr voll und ganz der Bedeutung des Namens. Also hatte ich in jeder Hinsicht zu beweisen versucht, dass das keineswegs meinem Wesen entsprach.

Mit wenig Erfolg, denn in der Tat kam Helen Dull bei Weitem nicht so lebensstüchtig und so zäh daher wie einst Helen Carpenter. Obwohl es natürlich erheblich mehr als eines Namenswechsels bedurfte, um seine Identität so einschneidend zu verändern.

Vielleicht hatte ich deshalb all mein Herzblut und all meine Energie auf diese Liste verwandt und trug sie immer bei mir. Entweder in Taschen von Hosen, Röcken und Kleidern oder sogar auf der Haut in meinem BH. So auch an diesem Tag, als ich in Richtung Wildnis aufbrach.

Der zusammengefaltete Briefbogen mit der Liste

war ein Tribut an die Person, die ich einmal gewesen war, und ein Ansporn auf dem Weg zu der knallharten Superheldin, die ich werden wollte.

Wäre ich wie geplant allein nach Wyoming gefahren, hätte ich die Liste jetzt hervorgezogen, um sie mir noch einmal anzusehen. So musste ich mich darauf beschränken, sie im Kopf zu memorieren. Gerade noch rechtzeitig, bevor das Wesen, das mich zu dieser Zurückhaltung zwang, die Lektüre seines Buches beendete und ein Gespräch mit mir begann.

»Es hat mir übrigens gefallen, wie du mich vorhin angelächelt hast«, durchbrach Jake die angenehme Stille, und unwillkürlich zuckte ich zusammen.

»Wann?«

Er wedelte mit der Hand Richtung Rückfenster. »Bevor wir losgefahren sind. Da hast du mich angelächelt.«

»Wirklich? Das war keine Absicht.«

»Ich weiß«, stimmte er unbekümmert zu. »Und deshalb war es erst recht schön.«

»Okay.«

»Glaubst du, dass du noch mal lächeln könntest? Bei deinem Lächeln geht nämlich die Sonne auf.«

Er führte offenkundig etwas im Schilde. Bloß was?

»Ich will damit nur sagen, dass du öfter lächeln solltest.«

»Ich lächle doch ständig«, gab ich stirnrunzelnd zurück. »Eigentlich ununterbrochen von früh bis spät. So viel, dass sich davon manchmal sogar mein Gesicht verkrampft.«

Obwohl es ein Witz war und er das wusste, schien er ein wenig unsicher. Als würde er überlegen, ob sich hinter meinen Worten nicht ein Körnchen Wahrheit verbarg.



»Ich kann an einer Hand abzählen, wie oft du in meiner Gegenwart gelächelt hast«, erklärte er schließlich. »Anfangen mit dem Tag deiner Hochzeit.«

»Kein Wunder, denn bislang hast du mich bloß in Duncans Gegenwart gesehen. Und da finde ich wenig Grund zum Lachen. So wie mein Bruder mir auf den Keks geht.«

»Das stimmt. Allerdings bist du selbst die gemeinste große Schwester, die mir je begegnet ist.«

»Ich bin ganz sicher nicht gemein«, erklärte ich. »Im normalen Leben bin ich total nett.«

»Wenn du es sagst.«

»Ich habe Pickle gerettet, oder nicht? Ich lasse beim Autofahren ständig anderen die Vorfahrt, und im Theater klatsche ich immer besonders laut.«

»Ist das deine Vorstellung von Nettsein? Dass man im Theater wie verrückt klatscht?«

»Ich bin auch in vielen anderen Bereichen sehr nett.«

»Und wie sieht das gegenüber deinem Bruder aus?«

Wie zum Teufel waren wir plötzlich bei diesem Thema gelandet?

»Suchst du Streit?«, erkundigte ich mich.

»Nein. Ich betreibe lediglich Konversation.«

»Warum das mit einem Mal.«

»Weil ich mit meinem Buch fertig bin.«

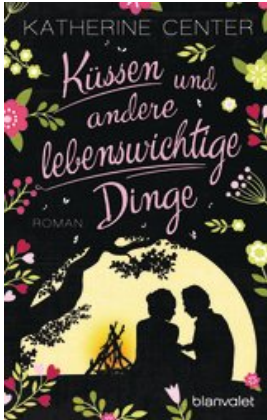
»Hast du nicht noch ein anderes dabei?«

»Nein.«

»Dann muss *ich* jetzt über Duncan sprechen, weil *du* nichts mehr zu lesen hast?«

»Es ist ein weiter Weg bis Evanston.«

»Den du mit dieser Diskussion vollends unerfreulich machst.«



Katherine Center

**Küssen und andere lebenswichtige Dinge**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0269-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2016

Eine fiese Trennung, ein Survival-Kurs, Männer, die einen auf die Palme bringen – und wie man all das überlebt!

Helen Carpenter weiß: Es ist an der Zeit, sich endlich zusammenzureißen. Sie ist zweiunddreißig, seit einem Jahr geschieden und schon genauso lange völlig neben der Spur. Das ist wohl auch der Grund, warum sie sich von ihrem nervigen kleinen Bruder überreden lässt, an einem Survival-Training in der Wildnis Wyomings teilzunehmen. Was er ihr nicht gesagt hat: Sein genauso nerviger bester Freund wird ebenfalls mit von der Partie sein. Und so beginnt das schrägste, nervenaufreibendste Abenteuer in Helens bis dahin so bravem Leben ...

 [Der Titel im Katalog](#)